

»Warum Krieg?«

Sechzig Jahre später

HARALD LEUPOLD-LÖWENTHAL

Am 26. Juli 1914 beginnt der 58jährige Sigmund Freud einen Brief an Karl Abraham mit folgendem Satz:

»Gleichzeitig mit der Kriegserklärung, die unseren friedlichen Kurort umwandelt [Freud hält sich in Karlsbad auf], trifft Ihr Brief ein, der endlich die befreiende Nachricht bringt. So sind wir sie denn endlich los, den brutalen heiligen Jung und seine Nachbeter!«¹

Der »private Krieg« in der Psychoanalyse nimmt alle Beteiligten zu sehr gefangen, als daß sie den drohenden Krieg, den »Weltkrieg« wie ihn diese Generation noch ohne Numerierung zu bezeichnen pflegte, als fürchterliche Zukunftsrealität wahrnehmen konnte. Die ungeheure Begeisterung, die ganze Völker und Nationen in diesen Julitagen des Jahres 1914 in Taumel und Begeisterung geraten läßt, geht auch an Freud nicht spurlos vorbei. Im zitierten Brief vertraut er dem Freunde an:

»Ich fühle mich aber vielleicht zum ersten Mal seit 30 Jahren als Österreicher und möchte es noch einmal mit diesem wenig hoffnungsvollen Reich versuchen. Die Stimmung ist überall eine ausgezeichnete. Das Befreiende der mutigen Tat, der sichere Rückhalt an Deutschland tut auch viel dazu. – Man beobachtet an allen Leuten die echtsten Symptomhandlungen.«²

Symptomhandlungen ergreifen aber auch Freud und den Schüler und Freund Sándor Ferenczi. Diesem berichtet er, daß er praktisch nicht an Arbeit denken könne, aufgeregt und reizbar sei und sich ständig verspreche. Aber: »Meine ganze Libido gehört Österreich-Ungarn.«³ Ferenczi berichtet Ähnliches und

nimmt scherzhaft den Beginn einer progressiven Paralyse bei sich selbst an.

Freud muß alle geplanten Reisen aufgeben, Zug- und Postverkehr sind den militärischen Notwendigkeiten unterworfen. Ende August mischt sich ein leichtes Unbehagen in seine der Aktualität geltende Erregung.

Seine Begeisterung wird ja von allzuvielen geteilt und getragen. Österreich-Ungarns Dichter und Schriftsteller (nur Arthur Schnitzler ist eine Ausnahme) überbieten sich mit größtenteils miserabler Kriegsliteratur, in der sich nun »Herz« auf »Erz« und »Brust« auf »Kampfeslust« reimt.

»Das ist so schön, schön über all Ermessen,
daß Mütter klaglos die Söhne sterben sehen«,

reimt Bert Brecht in diesen Tagen. Aber er ist sechzehn Jahre alt! Henry Kissinger hat als Historiker dieser seltsamen und gefährlichen Gemütslage aller in Interviews gedacht:

»Mein Alptraum ist seit je, daß sich etwas Ähnliches wiederholen könnte wie beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Niemand wollte einen Krieg dieses Ausmaßes, aber im Juli 1914 begriff keiner der europäischen Staatsmänner, welche Folgen seine Handlungen haben könnten, und so erhöhten sie in einem vergleichsweise unbedeutenden Konflikt den Einsatz. Wenn sie im Juli 1914 gewußt hätten, wie die Welt 1918 aussehen würde, hätte keiner von ihnen den Krieg begonnen. Das ist auch jetzt die Gefahr, und wir müssen solch einen aus Unverständnis entstandenen Krieg verhindern.« Robert Musil hat in einem ähnlichen Zusammenhang gemeint, der Mensch von 1914 habe sich buchstäblich zum Sterben gelangweilt. »Deshalb kam der Krieg mit dem Rausch des Abenteurers, mit dem Glanz ferner unentdeckter Küsten.« Und er fügt später hinzu: »Die im Innersten ungerne ertragene Organisationsform des Lebens zerging. Mensch verschmolz mit Menschen, Unklarheit mit Unklarheit, man kannte, Gott gedankt, keine Parteien mehr und hoffte, bald Ich und Du und alle darum geknüpften Gebilde auch nicht mehr zu kennen.«

Noch am 25. 8. 1914 berichtet Freud Karl Abraham:

»Ich habe jetzt endlich so schöne Muße in meinem eigenen Arbeitszimmer, wie ich mirs immer gewünscht hatte. Aber so sehen erfüllte Wünsche aus! Es ist mir ganz unmöglich, etwas Vernünftiges zu machen. Ich lebe wie die übrigen von einem deutschen Sieg zum anderen und quäle mich inzwischen mit der Angst vor neuen Komplikationen, Neutralitätsbrüchen usw. Es scheint ja, daß die ganz unerhörten Leistungen unserer Verbündeten uns bereits gerettet haben.« Und dann folgt ein ambivalenter Satz, der die gängige Formulierung der offiziellen Propaganda mit dem persönlichen Fühlen und Erleben verbindet: »Es ist eine große und schreckliche Zeit.«⁴

Schon zwei Tage zuvor, am 23. 8. 1914, hat er seine Seelenlage Ferenczi geschildert: »Der innere Vorgang ist der gewesen: Der Aufschwung der Begeisterung in Österreich hat mich zunächst mit fortgerissen. Anstelle des Wohlstandes und der internationalen Praxis, die nun für lange Zeit abgetan sind, hoffte ich ein lebensfähiges Vaterland zu bekommen, aus dem der Sturm des Krieges die ärgsten Miasmen weggeweht hätte und in dem die Kinder vertrauensvoll leben könnten. Ich habe wie viele andere plötzlich Libido für A-U [Österreich-Ungarn] mobilisiert ... Allmählich stellte sich ein Unbehagen ein ... «⁵

Freud führt nun die Strenge der Zensur und das Aufbauschen von kleinsten Erfolgen als Komponenten seiner Enttäuschung an. »Seit dem vorgestrigen Kommunique über den Stand in Serbien ist mir diese Überzeugung für A-U endgültig gesichert, und ich erlebe die Vergärung meiner Libido in Wut, mit der nichts anzufangen ist. Real bleibt nur die Hoffnung, daß der hohe Verbündete uns heraushauen wird.« Wie real die Hoffnung auf den »hohen Verbündeten«, dessen Kinder ein umgetextetes Lied sangen:

»Der Krieg ist gekommen,
Die Deutschen schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat,

Mit Sorgen zu Haus«

tatsächlich war, sollte sich in nicht allzuferner Zeit herausstellen. Freud schließt an: »Ich habe jetzt die Hoffnung, daß alles Interesse nach dieser Abschweifung doch wieder zu unserer Wissenschaft zurückkehren wird.«

Doch auch die Zukunft nach dem Kriege wird wenig erfreulich sein, denn:

»Nach England wird man lange nach dem Krieg nicht gehen können, wer weiß, ob nach Italien? Deutschland wird ja auch unmöglich sein infolge des berechtigten Hochmuts der Deutschen.«

Noch im November 1914 macht Freud zu Ferenczi die Bemerkung, daß er an einer Arbeit Zweifel habe, »die rationell nicht ganz zu lösen waren, ich vermute der latente, lauende Zweifel, ob wir siegen werden, hat seinen Kren dazu gegeben.«

Aus Hamburg berichtet er vom Besuch bei seiner Tochter Sophie Ende September 1914 an Abraham:

»Ich bin nicht zum ersten Mal in Hamburg, aber zum ersten Mal nicht wie in einer fremden Stadt, wohne bei meinen Kindern, spreche von dem Erfolg ›unserer‹ Anleihe und diskutierte die Chancen ›unserer‹ Millionenschlacht. Mit einer leisen Erinnerung an die Diskussion einer früheren Riesenschlacht, die nach einigen Teilerfolgen öde auslief.« Hier erinnert Freud an die Auseinandersetzung mit Jung, und er fährt fort: »Es ist so, wie man sich nach der Seelenwanderungslehre an eine frühere Existenz erinnert.«⁶ Einer Existenz vor wenigen Monaten, die so unendlich fern zu liegen scheint.

Freud wird auch von existentiellen Ängsten gepeinigt.

»Ohnmacht oder Armseligkeit waren mir immer am verhasstesten, und ich fürchte, wir gehen jetzt beiden entgegen«,⁷ läßt er Abraham am 30. 12. 1914 wissen.

In der Hinwendung zur wissenschaftlichen Formulierung findet Freud wieder ein Gleichgewicht. So wie Karl Kraus erst im Dezember 1914 in der »Fackel« reagiert: »Diese laute Zeit, die da

dröhnt von der schauerlichen Symphonie der Taten, die Berichte hervorbringen, und die Berichte, welche Taten verschulden«, so nimmt nun auch Freud Stellung. Er schreibt am 28. 12. 1914 an den holländischen Psychopathologen Dr. van Eeden einen Brief, den dieser in einer holländischen Zeitschrift abdrucken läßt. Freud hat darin eine Stellungnahme zum aktuellen Kriegsgeschehen des Jahres 1914 abgegeben. Er geht von der Entdeckung des Fortwirkens der »primitiven, wilden und bösen Impulse der Menschheit« durch die Psychoanalyse aus, die bei keinem einzelnen verschwunden seien, vielleicht verdrängt, im Unbewußten auf die Anlässe warteten, »um sich wieder zu bestätigen«. Die Psychoanalyse habe uns gelehrt, »daß unser Intellekt ein schwächliches und abhängiges Ding ist, ein Spielball und Werkzeug unserer Triebneigungen und Affekte«.

»Und nun blicken Sie auf die Vorgänge dieser Kriegszeit, auf die Grausamkeiten und Rechtsverletzungen, deren sich die zivilisierten Nationen schuldig machen, auf die verschiedene Art, wie sie die eigenen Lügen, das eigene Unrecht und das der Feinde beurteilen, auf die allgemeine Einsichtslosigkeit, und gestehen mir zu, daß die Psychoanalyse mit beiden Behauptungen recht gehabt hat.« Freud schließt mit der Hoffnung: »Ich wünsche, Sie in schöneren Zeiten wiederzusehen.«⁸

Hier sind bereits wesentliche Grundauffassungen niedergelegt, von denen Freud in späteren Arbeiten zur Kulturtheorie, und damit auch bei seiner Interpretation des Krieges, ausgehen wird.

1915 hat Freud über Aufforderung seines Verlegers Deuticke die Arbeit »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« geschrieben. Seine ambivalenten Gefühle zu Kriegsbeginn und in der Folge drücken sich auch in seiner Einstellung zu dieser Arbeit aus, wenn er Abraham am 4. März 1915 mitteilt: »Für die Imago schreibe ich sogar ein zeitgemäßes Gewäsch, über Krieg und Tod, um den opferwilligen Verleger zu befriedigen. All dies geschieht natürlich mit innerem Widerstreben.«⁹

Einem Widerstreben, das sich auch 1932 bemerkbar macht, als er über Aufforderung Albert Einsteins in einen Briefwechsel zur Frage »Warum Krieg?« tritt, der vor 60 Jahren publiziert wurde. So schreibt er an Eitingon, daß er nicht die Hoffnung habe, dafür den Nobelpreis zu bekommen. Und am 8. September 1932 berichtet er ihm, daß die »langweilige und sterile Diskussion« mit Einstein beendet sei. Im selben Brief an Eitingon fügt er noch hinzu, daß er nun seine Ansprüche in Bezug auf sein Werk ebenso herabschraube, wie er es für seine Prothese habe tun müssen.

Schon im Juli 1915 hatte Freud seine Haltung deutlich gemacht (30. Juli 1915 an Lou Andreas Salomé): »Ich kann nicht Optimist sein, unterscheide mich von den Pessimisten, glaub' ich, nur dadurch, daß mich das Böse, Dumme, Unsinnige nicht außer Fassung bringt, weil ich's von vorneherein in die Zusammensetzung der Welt aufgenommen habe.«¹⁰

So wird auch Freud in »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« ausführen, daß sich Illusionen nur dadurch empfehlen, daß sie Unlustgefühle ersparen und uns an ihrer statt Befriedigung genießen ließen. Wir müßten es allerdings dann »ohne Klage hinnehmen, daß sie irgendeinmal mit einem Stück der Wirklichkeit zusammenstoßen, an dem sie zerschellen«¹¹. Hier wird doch sehr deutlich die eigene emotionelle Erfahrung der ersten Kriegswochen 1914 zur Quelle der Einsicht in solche Abwehrvorgänge.

Freud führt in der Folge aus, daß die Triebumbildung, wie er es damals noch nennt, die die Basis unserer Kultureignung sei, durch äußere Einflüsse zeitweilig oder dauernd außer Kraft gesetzt werden kann. Für ihn ist der Krieg eine jener Mächte, welche imstande sind, eine solche Rückbildung zu erzeugen. In »Massenpsychologie und Ich-Analyse« wird er später, 1921, auf der Basis der im Entstehen begriffenen Instanzentheorie den Einfluß der Massensituation auf das individuelle Über-Ich darstellen und dessen Preisgabe an den Führer beschreiben und damit der triebtheoretischen Dimension strukturelle Überlegungen

hinzufügen, über die er in seinem theoretischen Ansatz 1915 noch nicht verfügte. In »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« stellt er allerdings – quasi in einem Nebensatz – eine These auf, die die umstrittene Möglichkeit eröffnet, gesellschaftliche Bedingungen aus einem individualpsychischen Ansatz zu beschreiben und, extrem formuliert, den sozialpsychologischen Ansatz mit einem soziologischen gleichzusetzen. Er meint nämlich, daß Völker »Großindividuen« der Menschheit seien.

Im Abschnitt über den Krieg zeigt sich Freud aber doch auch etwas optimistisch, denn »darum brauchen wir nicht allen jenen, die sich gegenwärtig unkulturell benehmen, die Kultureignung abzusprechen, und dürfen erwarten, daß sich ihre Triebveredlung in ruhigeren Zeiten wiederherstellen wird«¹². Das träfe aber erschreckender Weise auch auf die Schergen der KZ-Maschinerie zu, die Freud nicht mehr erleben mußte.

In dem vom Völkerbund 1932/33 angeregten Briefwechsel mit Einstein, »Warum Krieg?«, kommentiert Freud zuerst den Eindruck seiner – des Psychoanalytikers – Inkompetenz, wenn es um eine Lösungspraxis des Kriegsproblems geht. Das sei eine Aufgabe, die den Staatsmännern zufalle. Er beruhigt seinen Zweifel damit, daß er nicht annimmt, daß ihm praktische Vorschläge zugemutet würden, sondern er nur gefragt werde, wie sich das Problem der Kriegsverhütung aus psychologischer Sicht stellt. Zunächst ersetzt er den von Einstein verwendeten Begriff der »Macht«, durch das grellere, härtere Wort »Gewalt«¹³. Recht und Gewalt sieht man heute zumeist als Gegensätze, sie sind aber auseinander hervorgegangen. Konflikte unter den Menschen würden prinzipiell durch die Anwendung von Gewalt entschieden. Gewalt werde gebrochen durch die Macht der Geeinten, die sich der größeren Stärke des Einen entgegenstellen. Die Macht der Geeinten stelle das Recht dar im Gegensatz zur Gewalt des Einzelnen. Das Recht sei die Macht einer Gemeinschaft. Das Wesentliche sei also die Überwindung der Gewalt durch Übertragung der Macht an eine größere Einheit, die durch Gefühlsbin-

dung und Identifizierung ihrer Mitglieder zusammengehalten wird. Aber auch innerhalb eines Gemeinwesens ist die gewaltsame Erledigung von Interessenskonflikten nicht vermeidbar. Man müsse zugestehen, daß der Krieg paradoxerweise kein ungeeignetes Mittel zur Herstellung des ersehnten »ewigen« Friedens sei, eben weil er imstande sei, jene großen Einheiten zu schaffen, innerhalb deren eine starke Zentralgewalt weitere Kriege unmöglich macht.

In seiner »Kriegserklärung gegen den Krieg« hat Jean Paul aber schon bemerkt: »Wie viel mehr hat das kleine friedliche Athen für die Welt getan, als das würgende Riesen-Rom!«

Freud hat in seine Überlegungen nicht eingefügt, was wir in unseren Tagen erleben, nämlich den Zusammenbruch starker Zentralgewalten und Kriege, die daraus entstehen, wie in den Teilrepubliken der ehemaligen Sowjetunion oder in Jugoslawien. »When the war of the giants is over the wars of the pygnies begin«, wie es Winston Churchill 1953 prophezeite.

Freud weist auch darauf hin, daß sich als Folge der kriegesischen Anstrengungen nur ergeben habe, »daß die Menschheit zahlreiche, ja unaufhörliche Kleinkriege gegen seltene, aber umsomehr verheerende Großkriege eintauschte.«

Als eine mögliche Institution, der man die Zentralgewalt als Autorität übertragen könne, sieht er den Völkerbund, der als eine solche gedacht sei, aber die eine wichtige Bedingung nicht erfülle, da er eine eigene Macht nur bekommen könne, wenn »die Mitglieder der neuen Einigung, die einzelnen Staaten, sie ihm abtreten«¹⁴. Dazu scheint aber derzeit wenig Aussicht vorhanden. Auch die Vereinten Nationen von heute stehen in diesem Dilemma. J.F.C. Fuller, der englische Kriegstheoretiker hat schon 1926 in seinen »Foundations of the Science of War« dazu gemeint: »Leagues of Nations are leagues of nonsense, as they can not control the causes of war.« Man ist hier auch an Ambrose Bierce' »The Devils Dictionary« von 1911 erinnert, der zynisch

formulierte: »In international affairs, [peace is] a period of cheating between two periods of fighting.«

Wie Freud zum Völkerbund weiter bemerkt, könne Autorität, daß heißt, der zwingende Einfluß, der sonst auf dem Besitz der Macht ruhe, durch die Berufung auf bestimmte ideelle Einstellungen erworben werden. Aber auch in unserer Zeit gäbe es keine Idee, der man eine solche einigende Autorität zumuten könne. Freud glaubt auch nicht, daß das allgemeine Durchdringen der »bolschewistischen Denkungsart« den Kriegen ein Ende machen könne.

»So scheint es, also, daß der Versuch, reale Macht durch die Macht der Ideen zu ersetzen, heute noch zum Fehlschlagen verurteilt ist.« Freud kommentiert Einsteins Verwunderung über die leicht erregbare Kriegsbegeisterung der Menschen mit einem Exkurs über seine – nun dualistische – Triebtheorie der Psychoanalyse. Daraus leitet er ab, »daß es keine Aussicht hat, die aggressiven Neigungen der Menschen abschaffen zu wollen«¹⁵. Aus der »mythologischen« Trieblehre könne man aber ableiten, daß der Gegenspieler des Destruktionstriebes, der Eros, der Bereitwilligkeit zum Krieg entgegenwirken könnte. »Alles, was Gefühlsbindungen unter den Menschen herstellt, muß dem Krieg entgegenwirken«¹⁶. Objektliebe und Identifizierung könnten so wirksam werden. »Der ideale Zustand wäre natürlich eine Gemeinschaft von Menschen, die ihr Triebleben der Diktatur der Vernunft unterworfen haben«¹⁷. Alle Wege einer indirekten Verhinderung des Krieges versprechen keinen raschen Erfolg. Der Skeptiker Freud findet eine durchaus pessimistische Metapher: »Ungern denkt man an Mühlen, die so langsam mahlen, daß man verhungern könnte, ehe man das Mehl bekommt.«¹⁸

Freud beschließt seinen Brief mit einem Bekenntnis zum Pazifismus: »Wir sind Pazifisten, weil wir es aus organischen Gründen sein müssen. Wir haben es dann leicht, unsere Einstellung durch Argumente zu rechtfertigen«¹⁹.

Er beschreibt noch die mit dem Kulturprozeß einhergehenden psychischen Veränderungen, die in einer fortschreitenden Veränderung der Triebziele und Einschränkung der Triebregungen bestünden. Wichtig sei die Erstarkung des Intellekts, der das Triebleben zu beherrschen beginnt, und »die Verinnerlichung der Aggressionsneigung mit all ihren vorteilhaften und gefährlichen Folgen«²⁰.

»Den psychischen Einstellungen, die uns der Kulturprozeß aufnötigt, widerspricht nun der Krieg in der grellsten Weise, darum müssen wir uns gegen ihn empören, wir vertragen ihn einfach nicht mehr, es ist nicht bloß eine intellektuelle und affektive Ablehnung, es ist bei uns Pazifisten eine konstitutionelle Intoleranz, eine Idiosynkrasie gleichsam in äußerster Vergrößerung. Und zwar scheint es, daß die ästhetischen Erniedrigungen des Krieges nicht viel weniger Anteil an unserer Auflehnung haben als seine Grausamkeiten.«²¹

Freuds Brief »Warum Krieg?« enthält einen Erklärungsansatz, der sowohl auf seiner psychoanalytischen Triebtheorie, wie auch auf seinen kulturtheoretischen und sozialpsychologischen Überlegungen basiert. Zugleich aber hat er selbstreflektierenden Bekenntnischarakter, und von daher läßt sich auch eine individuelle Entwicklung sehen, die sich schon in ihren Grundzügen im Brief an Dr. van Eeden 1915 findet. Es geht ihm aber nicht um eine Untersuchung des »Krieges«, sondern um die individual- und sozialpsychologischen Hintergründe des Phänomens »Krieg«. »Krieg« wird von ihm durchaus alltagssprachlich verwendet. Sein Untersuchungsgegenstand ist eigentlich der Mensch im Krieg. Der eigentümliche Charakter dieses Briefes entsteht dadurch, daß er lebendiges Bekenntnis zum Pazifismus, kulturtheoretische Überlegungen zur menschlichen Aggression und eine von wissenschaftlicher Absicht getragene Darstellung der bei den Analytikern wenig beliebten Todestriebhypothese zu vereinen sucht. Carl von Clausewitz etwa hat das Phänomen »Krieg« auch nicht näher untersucht, sondern ging von der Grundannahme aus,

daß der Krieg ein normales Phänomen in Beziehungen zwischen Staaten und Nationen sei und daß die Verfolgung eines spezifischen und angenommenerweise rationalen politischen Zieles der einzig valide Kriegsgrund sei. So kann für ihn ganz logisch der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sein. Diese zweckrationale Betrachtungsweise spart moralische Fragen, denen sich zum Beispiel Freud durchaus nicht entzieht, bewußt aus. Die normative Implikation dieser Clausewitzschen Grundannahme, der den »Krieg« denkt, wie Aron trefflich formulierte, führt allerdings notgedrungen zu der Schlußfolgerung, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, Krieg zu führen, wenn es gilt, ein politisches Ziel zu erreichen.

Kennedys Secretary of Defence, Robert S. McNamara, hat in den sechziger Jahren durchaus im Clausewitzschen Sinne argumentiert, wenn er Krieg als das »high end of the spectrum of conflict« bezeichnet.

Der Psalmist stellt im 2. Psalm die Frage: »Warum toben die Völker / warum machen die Nationen vergebliche Pläne?«

Es geht also nicht so sehr um das »Wie« des Phänomens Krieg, sondern um das »Warum«. Der wesentliche Teil von Freuds Antwort beschäftigt sich mit dem »Wie«, das »Warum« wird in abgewandelter Form so beantwortet wie schon 1915.

Psychologische Theorien, nicht nur die psychoanalytische, behandeln Krieg entweder als von einer inneren Quelle der Aggression (Trieb) bedingtes Phänomen oder sie versuchen, die dem Individuum immanente Aggressionsneigung auf die Gesellschaft zurückzuführen. Internationale Aggression wird so auch als Produkt der Struktur des internationalen Systems aufgefaßt. Die Unesco Constitution von 1945 hat diese Auffassungen übernommen: »Since wars begin in the minds of men, it is in the minds of men that the defence of peace must be constructed.«

In dem Buch »Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen« sieht der griechisch-deutsche Psychoanalytiker Stavros Mentzos den Krieg als psychosoziales Arrangement, das nicht nur Interes-

senskonflikte lösen, sondern auch psychische Bedürfnisse der verschiedensten Art befriedigen soll. In neuem sozialwissenschaftlichem Gewande und unter einer gewissen Preisgabe der triebtheoretischen Überlegungen werden hier Freuds Dicta über den Krieg eigentlich nur umformuliert, wiederholt und bestätigt. Edward Glover hat, damals Director of Scientific Research am Londoner Psychoanalytischen Institut, 1932 in Genf, ebenfalls über Einladung des Völkerbundes, den Beitrag der Psychoanalyse zum Problem von Krieg und Frieden dargestellt. Die Vorträge erschienen etwa gleichzeitig mit »Warum Krieg?« unter dem Titel »War, Sadism and Pacifism«²².

Auch Glover behandelt das Phänomen Krieg von der Konzeption des Destruktionstriebes her, neben dessen Entfesselung im Krieg es noch zu einem weiteren Durchbruch bizarrer Triebregungen kommt. Wichtig war sein Hinweis, daß ein großer Teil der Friedensbemühungen sich genau auf die gleichen Triebquellen zurückführen läßt, wie die Kräfte, die den Krieg entfesseln.

Krieg ist sowohl ein sich stets wiederholender Teil menschlicher Erfahrung als auch ein sich entwickelndes Phänomen. Das Kriegsbild hat sich im Laufe menschlicher Geschichte immer wieder gewandelt. Das hing nicht nur mit der Entwicklung immer neuer Waffentechnologien zusammen, sondern vor allem mit kulturellen und politischen Entwicklungen und gesellschaftlichen Umwandlungen. Kulturelle und gesellschaftliche Einstellungen zum Krieg verändern sein Erscheinungsbild zumindest ebenso deutlich und führen im Laufe der Geschichte zu ebensolchen Diskontinuitäten wie die sich immer neu gestaltenden Vernichtungskapazitäten jeweils »moderner« Waffen. Der Schritt zum nuklearen und Lenkwaffenpotential unserer Tage ist an prinzipieller Bedeutung durchaus dem Schritt vom professionellen und ständischen Heer zum napoleonischen »levée en masse« gleichzusetzen, der den Unterschied von Bürger und Krieger aufgehoben und soldatische Tugend des Krieges in Nationalismus und in eine neue Form des – nationalen – Patriotismus verwan-

delt hat. Für sein Land zu kämpfen wurde zur bürgerlichen Pflicht und Tugend. Dulce et decorum ...

Der Krieg mußte seine Rechtfertigung in einem individuell- wie kollektivpsychischen Spaltungsvorgang finden, es war notwendig, im Recht zu sein einem Feinde gegenüber, der im Unrecht, böse war und den zu besiegen und zu vernichten als moralisch geboten angesehen werden konnte.

Die Freigabe der destruktiven Triebbefriedigung für »jeden Mann« konnte so ungefährlich nach außen gerichtet werden. Die Aufhebung innerseelischer Konflikte, die Identifizierung mit einem idealen Größenselbst, die Geborgenheit in der Masse der anderen, werden als positive Attribute des Krieges erlebt und können zu jenen Begeisterungsexzessen führen, wie sie für den Beginn des Ersten Weltkrieges geschildert und an der Reaktion Sigmund Freuds gezeigt wurden.

Die Rolle bewußter wie unbewußter Phantasien in diesem Prozeß kann die Psychoanalyse aufzeigen.

Sun Tze hat die These vertreten: »Die Schlagkraft eines Heeres bemißt sich nach seinem Täuschungsvermögen«, das heißt nach dem Vermögen, die eigene Phantasie der Stärke einzusetzen und/oder die Phantasie des Gegners über die eigene Stärke anzuregen und zu fördern. Dies trifft besonders auch auf die Phantasien über Wirkung und Gewalt neuer oder ungewöhnlicher Waffen zu.

Während der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken 1683 setzte die Wiener Besatzung im Nahkampf an Ravelin und Courtine eine neue Waffe ein, was die Türken veranlaßte, einen Parlamentär zu senden, der Kara Mustafas Drohung aussprach, die ganze Stadt nach der Eroberung über die Klinge springen zu lassen, wenn die Verwendung dieser unmenschlichen und jedem gerechten Kriegsgebrauch Hohn sprechende Waffe nicht sofort eingestellt würde. Die »unmenschliche« Waffe bestand aus langen Stangen, an die senkrecht geschmiedete Sensen angebracht waren, mit denen die kaiserlichen Truppen von der Höhe der

Wälle herabstachen. Die schwer zu dirigierende Waffe kann nicht sehr effektiv gewesen sein – doch war ihre psychologische Wirkung in der Phantasie der Janitscharen und Angriffstruppen offenbar sehr groß.

Von diesem Gesichtspunkt aus sind Waffen nicht nur Werkzeuge der Zerstörung, sondern auch der Wahrnehmung und haben auch Zeichen- und Symbolcharakter.

Der deutsche Sturzkampfbomber JU 87, der Stuka, verdankte einen großen Teil seiner Wirkung nicht so sehr der 250-kg-Bombe, sondern dem »Jericho«-Gerät, einer ohrenbetäubenden Sirene, die beim Sturzflug heulte.

Die »Wunderwaffen« Hitlers sollten schon in der ursprünglichen Bezeichnung angstvolle Phantasien erzeugen, als »Vergeltungswaffen« die Phantasie der eigenen Omnipotenz stützen. Die Engländer nannten die V 1, deren tatsächliche militärische Wirkung gering war, »dodle bug« (Brummer) und verringerten in dieser Bezeichnung ihren Schrecken. In diesem Zusammenhang ist auch die magische Bedeutung, die Waffen von altersher hatten, wichtig. Waffen der Götter waren hochheilig und wurden, auf die Erde geschleudert, verehrt, wie etwa der Schild des Mars oder der Hammer Donars. Auch galten Waffen, die bereits einmal getötet hatten, als besonders wirksam, ja zauberkräftig. Die Kampfmittel der Heroen waren so durch Tötung von Unholden geweiht.

Die preußischen Kriegsartikel noch des Jahres 1724 verboten bei Todesstrafe den mit Waffen verübten Zauber, ihr Festmachen »oder andere ... dergleichen Teufelskünste und Zauberey«. Die preußischen Generäle hätten an sich nichts gegen eine solcherart erreichte Erhöhung der Kampfmoral der Truppe einzuwenden gehabt, doch waren sie der Auffassung, daß wer zur »Zauberey« greift, nie den Sieg im Kampfe, sondern den Schutz der eigenen Person sucht, das heißt ein schlechter Soldat ist.

Die Rolle der Phantasie im Erleben des Krieges durch Kombattanten und Nichtkombattanten ist von großer Bedeutung. Phanta-

sien färben durch bewußte wie unbewußte emotionale Einstellungen den Untersuchungsgegenstand von Kriegstheoretikern, Historikern, Diplomaten, Journalisten, Forschern aller sozialwissenschaftlichen Disziplinen und auch Psychoanalytikern in mannigfaltiger Weise, sodaß eine Vergleichbarkeit oder gar Synthese der Ergebnisse praktisch nicht möglich ist.

Das Phänomen des Krieges kann nicht als ein monokausales Geschehen aufgefaßt werden. Seine »Ätiologie« stellt eine komplexe Realität dar, deren unbewußten Wünschen und Phantasien angehörende Anteile nur schwer erfaßbar sind. Kein einzelnes kausales Paradigma reicht über Partialerklärungen hinaus. So stellt die Anwendung rein triebtheoretischer, psychoanalytischer Modelle einen solchen monokausalen Erklärungsansatz dar, der nur geringe explanatorische Reichweite hat. Sie ist zwar sensitiv gegenüber einem Aspekt des Kriegsgeschehens, der, wenn dieser nur eben als ein Teil aufgefaßt wird, durchaus nützlich sein kann, aber für sich allein genommen ist sie simplizistisch, reduktionistisch und verzerrt das Bild dessen, was erklärt werden soll.

Dieser »gap« zwischen Theorie und Realität kann nur überbrückt werden, wenn wir uns des partiellen Charakters der Erklärungsansätze, die den Einzeldisziplinen alleine möglich sind, bewußt bleiben. Die Friedensforschung, die ja letztlich immer von der Kriegsforschung ausgehen muß, steht in demselben Dilemma. Gerade die Psychoanalytiker dürfen aber nicht in Phantasien eigener Omnipotenz den Allmachtsansprüchen jener nachgeben, die von der Psychoanalyse die Erklärung von allem und jedem erwarten.

Wir haben die Möglichkeit, mit geduldiger Arbeit in einem bescheidenen Bereich einiges beizutragen, um besser zu verstehen, was jeden von uns belastet; die Arbeit an der Untersuchung des Krieges kann uns auch zur Entlastung von unbewußten Schuldgefühlen ob eigener destruktiver Regungen dienen. Dann können wir vielleicht wie Mathias Claudius aussprechen, was er im »Kriegslied« dichtete:

»Was hülf mir Kron und Land und Gold und Ehre.
 Die könnten mich nicht freu'n!
 's ist leider Krieg und ich begehre
 Nicht schuld daran zu sein.«

Nur fortschreitende Einsicht in die Mechanismen der Kriegsentstehung kann zu einer Kriegsprophylaxe beitragen. Oder mit den Worten des bekannten Kabarettisten Karl Farkas, der tiefsinnig in einer Conference meinte, eine Kriegserklärung sei sehr notwendig: » ... einen Krieg muß man erklären, denn sonst versteht ihn keiner«.

Anmerkungen

- 1 Freud-Abraham Briefe, S. 180
- 2 ebda.
- 3 Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB)
- 4 Freud-Abraham Briefe, S. 186
- 5 ÖNB
- 6 Freud-Abraham Briefe, S. 190
- 7 ebda. S. 200
- 8 G.W. Nachtragsband, S. 698
- 9 G.W. X, S. 205
- 10 Freud-Salomé Briefwechsel, S. 36
- 11 G.W. X, S. 331
- 12 G.W. X, S. 338
- 13 G.W. XVI, S. 14
- 14 G.W. XVI, S. 18
- 15 G.W. XVI, S. 23
- 16 ebda.
- 17 ebda., S. 24
- 18 ebda.
- 19 ebda., S. 25
- 20 ebda., S. 26
- 21 ebda.
- 22 Edward Glover: War, Sadism and Pacifism, London 1933

Literatur

- Ambrose Bierce: The Devil's Dictionary, Onings Mills, MD: Stemmer House 1978
- Carl von Clausewitz: Vom Kriege, Hinterlassenes Werk. Vollst. Ausg. im Urtext mit hist.-krit. Würdigung v. Werner Hahlweg, Bonn 1952

- Sigmund Freud: Gesammelte Werke. 18 Bde. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1960 ff.
- Sigmund Freud – Lou Andreas-Salomé: Briefwechsel. Hg. v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt a.M. 1966: S. Fischer
- Sigmund Freud – Sándor Ferenczi: Briefwechsel. Bd.I/2: 1912 bis 1914. Hg. von Eva Brabant u.a. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1993
- Sigmund Freud – Karl Abraham: Briefe 1907–1926. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1965
- J.F.C. Fuller: Foundations of the Causes of War. o.O. 1926
- Stavros Mentzos: Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen. Frankfurt a.M. 1993
- Edward Glover: War Sadism and Pacifism. London 1933